

Tagungsbericht zu Projekt Nr. TG 08/16 – WAT 01/22-2016

Workshop Friedensforschung und (De)Kolonialität

A) LEITFRAGEN UND TAGUNGSERGEBNISSE

Post- und dekoloniale Perspektiven sind für die Friedens- und Konfliktforschung sowohl Chance als auch Herausforderung. Sie stellen den Eurozentrismus dominanter Paradigmen und Praktiken des Feldes infrage und machen die anhaltende Kolonialität von Macht, Wissen und Sein zum Ausgangspunkt einer Kritik der Moderne, in der vermeintlich lokale oder regionale Gewalt-, Macht- und Herrschaftsverhältnisse in ihrem globalen Kontext sowie in ihrer zeitlichen und räumlichen Verwobenheit mit der historischen kolonialen Expansion Europas und deren bis heute andauernden Folgen verortet werden. Ausgehend von dieser Prämisse stellen sich auch Fragen der Friedens- und Konfliktforschung neu, die im Workshop *Friedensforschung und (De)Kolonialität* im Dezember 2016 in Wien bearbeitet wurden:

- Was bedeutet die Dekolonisierung von Wissen(schaft) im Spannungsfeld zwischen Komplizenschaft und Kritik?
- In welchem Zusammenhang steht die dekoloniale Forderung nach epistemischem Ungehorsam mit Konzepten der Verweigerung, des zivilen Ungehorsams, gewaltfreier Aktionen, des Aufbaus von alternativen sozialen Formen sozialer Bewegungen?
- Welche Herausforderungen und Konsequenzen ergeben sich für die Friedens- und Konfliktforschung, wenn sie epistemische Gewalt in ihr Analyserepertoire integriert?
- Welche Ansätze indigener und dekolonialer Methodologien sind mit kritischer Friedensforschung kompatibel?
- Was bedeutet die Dekolonisierung von Wissen(schaft) in der konkreten Konzeption und Umsetzung friedens- und konfliktforschender Vorhaben?
- Was sind notwendige Voraussetzungen für einen solchen Forschungsprozess und was seine Konsequenzen?

Aus den Antworten auf einen Call for Papers¹ stellte das Konzeptteam² ein abwechslungsreiches inhaltliches Programm³ zusammen. MA-Studierende, DoktorandInnen, Post-Docs sowie in Bildungs- und Sozialarbeit Tätige aus Österreich, der Schweiz und Deutschland diskutierten entlang der oben genannten Leitfragen drei Tage lang die zuvor verschriftlichten und von allen Teilnehmenden gelesenen Beiträge.

Dies erfolgte im „Gegenleseprinzip“, das heißt, dass nicht die AutorInnen selbst ihre Arbeiten vorstellten, sondern zuvor sorgsam ausgewählte andere TeilnehmerInnen. Auf die zum Teil äußerst kreativen Präsentationen (diverse Visualisierungen, Kasperltheater, Radiobeitrag u.a.) folgte jeweils eine etwa halbstündige moderierte Diskussion unter allen TeilnehmerInnen. Erst am Ende der Einheit kam in diesem Format der Autor/die Autorin zu Wort. Auf diese Weise entwickelten sich sehr lebhaft Debatten, in denen alle Teilnehmenden darum bemüht waren, die in dekolonialen Ansätzen geforderten Transformationen von Machtverhältnissen durch demokratisierende und dehierarchisierende Arbeitsweisen auch in der wissenschaftlichen Praxis selbst einzuüben. Diese konzeptionelle didaktische Öffnung wurde von den Teilnehmenden auch genutzt, um die Methode ad hoc zu verfeinern und mit hohem eigenen Engagement für die Dauer der Tagung einen Raum zu schaffen, in dem auf Augenhöhe zwischen jüngeren und erfahreneren KollegInnen diskutiert werden konnte.

Den Auftakt der Diskussion bildete ein programmatischer Aufsatz von **Claudia Brunner** (Wien/Klagenfurt) zum friedenswissenschaftlichen Versuch, Phänomene epistemischer Gewalt konzeptionell zu fassen. Als Schlüsselbegriff post- und dekolonialer Debatten verweist epistemische Gewalt auf die enge Verwobenheit von Macht-, Herrschafts- und Gewaltverhältnissen mit der für sie konstitutiven Dimension des Wissens. Er ist untrennbar mit der „Kolonialität von Macht, Wissen und Sein“ verwoben, die insbesondere dekoloniale Ansätze problematisieren. Diesen Zustand zu verändern, so das Argument, erfordert auch andere, anti-eurozentrische und potenziell dekolonisierende Denk- und Wissensweisen, aus denen sich auch transformierende Praktiken entwickeln können (und vice versa). Die Präsentation durch **Thomas Mickan** (Tübingen/Stuttgart) mit Kasperltheater-Puppen veranschaulichte auf inspirierende und erheiternde Weise, dass vermeintlich abstrakte Theorie- und Begriffsarbeit auch sehr konkret verstanden und genutzt werden kann.

¹ Siehe <http://www.afk-web.de/afk-home/article/cfp-friedensforschung-und-dekolonialitaet-workshop-in-wien.html> (05.01.2017).

² Das Konzeptteam bestand aus Claudia Brunner (Wien/Klagenfurt), Viktorija Ratković (Klagenfurt), Thomas Mickan (Tübingen/Stuttgart) und Simon Oswald (Augsburg), drei von ihnen sind Gründungsmitglieder des 2015 ins Leben gerufenen Arbeitskreises Herrschaftskritische Friedensforschung in der Arbeitsgemeinschaft für Friedens- und Konfliktforschung (AFK), in dessen Kontext dieses Projekt entstanden ist.

³ Siehe http://www.afk-web.de/fileadmin/afk-web.de/data/AK_Herrschaftskritische_Friedensforschung/Friedensforschung_und_De_Kolonialitaet_Programm_Final_271116.pdf (05.01.2017)

Entlang des Konzepts epistemische Gewalt unternahm der durch **Leoni Meyer** (Berlin) weitergedachte Text von **Simon Oswald** (Augsburg) eine Kritik des deutschen Asylverfahrens. Er zeigt an unterschiedlichen Stellen des bürokratischen Procederes, welche Manifestationen epistemische Gewalt annimmt und wie diese auch mit anderen, direkteren Formen von Gewalt verwoben ist. Diskutiert wurden dabei vor allem das Verhältnis von Ordnung und Unordnung staatlicher und epistemischer Gewalt, die Rolle von unterdrücktem gegenüber dominantem Wissen sowie das Verhältnis von vermeintlicher Wahrheitsproduktion gegenüber der Behauptung einer Herstellung von Gerechtigkeit. Der Text zeigte eindrucksvoll die Kontingenz von Herrschaftswissen auf, das auch in hohem Maße über kaum in Frage gestellte Datenbanken und bisweilen wenig ausgebildete AkteurInnen wirksam wird, aber auch die Fluidität von marginalisiertem Wissen der Asylsuchenden, deren Überlebensstrategien sich diesen Gegebenheiten anpassen.

Ozan Keskinliç (Berlin) diskutierte die von **Johannes Korak** (Wien) angebotenen Überlegungen, inwiefern die zunehmend akademische Verortung dekolonialer Ansätze deren politisches Potenzial schmälert, und ob dieser Prozess notwendigerweise mit einer Trennung von Aktivismus und wissenschaftlicher Tätigkeit einhergeht. Angelehnt an Gayatri Spivaks Kritik der Kommodifizierung von Bildung und Wissen(schaft) stellt sich die Frage, ob das Lernen des Verlernens (auch von Privilegien) ausreicht bzw. inwiefern Dekolonisierung von Wissen, Macht und Sein überhaupt von privilegierten Positionen ausgehen kann. Ebenso wie die Problematik epistemischer Gewalt wurde dieses Problem zum roten Faden, der sich durch den gesamten Workshop zog, da alle Teilnehmenden einerseits zum Projekt der Dekolonisierung beitragen wollten, ihnen aber auch zunehmend die damit einhergehenden Widersprüche und Grenzen bewusst wurden. Die auch für die Friedensforschung heiß diskutierte Frage nach den Gratwanderungen zwischen Aktivismus und Wissenschaft erfährt in der dekolonialen Debatte eine Renaissance, und auch dort hängt sie letztlich von persönlichem Engagement und Positionierung ab.

Wie auch in anderen kritischen Wissenstraditionen geht es in der post- und dekolonialen Debatte um Entwürfe einer gerechteren Zukunft für alle, für die es, so der Tenor, eines klaren historischen Bewusstsein über die Kolonialität und Imperialität der Welt bedarf. Wie **Gregor Seidls** (Wien) Papier eindrucksvoll zeigte, ist die Frage von Zeitlichkeit und Zukunft für jegliche Gesellschaftskritik zentral. **Karin Hostettler** (St. Gallen) resümierte präzise wie auch produktiv dachte dahingehend weiter, von welchen weiteren Leerstellen die viel rezipierten eurozentrischen Transformationsdebatten durchzogen sind. Sie verstärken bisweilen sogar die hegemoniale koloniale Konzeption linearer Zeitlichkeit, die eine Grundlage der Moderne darstellt. Demgegenüber bieten dekoloniale Ansätze radikal andere Perspektiven auf Zeit und Raum, wenn sie den tiefen Abgrund zwischen Privilegierten und Ausgeschlossenen auf globaler Ebene thematisieren und nach alternativen Denk- und Handlungsweisen suchen.

Der zweite Tag startete mit einer Führung durch das Heeresgeschichtliche Museum, das mit dem Slogan „Kriege gehören ins Museum“ wirbt.⁴ Die vom Konzeptteam aufgeworfene Frage „Und was machen sie dort?“ war dabei zwar gut informiert, aber äußerst ernüchternd zu beantworten. **Ramin Taghian** (Wien) zeigte der Gruppe unter postkolonialen Gesichtspunkten besonders markante Ausstellungsarrangements und diskutierte mit den Teilnehmenden auch die Geschichte und Funktion des Museums selbst. Als Herrschaft sichernder, Macht repräsentierender Wissensspeicher ist dem Museum, seinen Exponaten und deren Präsentationsweisen deutlich anzusehen, dass der Inszenierung des staatlichen Gewaltmonopols der Vorrang gegenüber Reflexion zu und Kritik an eben diesem eingeräumt wird. Sehr eindrücklich wurde der Gruppe buchstäblich vor Augen geführt, wie herausfordernd und komplex es ist, dominante Wissensbestände in ihrem verfestigten materiellen und epistemischen Gefüge zu analysieren, die aufgeworfene Problematik zu thematisieren und entsprechende Interventionen der Veränderung im Sinne einer Dekolonisierung von Wissen(schaft) oder auch nur einer generell friedensforschenden Herangehensweise an die Thematik zu entwickeln.

Dieser Teil des Programms bildete einen idealen Hintergrund für das Papier von **Anne Stein** (Marburg) und **Tim Bausch** (Marburg/Luzern), in dem ein studentisches Ausstellungsprojekt zum Krieg im Jemen erörtert wurde, das in verkleinerter Form auch für den Workshops mitgebracht wurde. **Susanne Reitmair-Juaréz** (Wien) verband die Eindrücke aus dem Wiener Museum mit der Kommentierung des Projekts, das versucht, die Stimmen von JemenitInnen hörbar zu machen. Sie ergänzte die Prozessreflexion und Selbstkritik der AutorInnen durch weiterführende Fragen, wie dennoch bestehende Probleme der angemessenen Repräsentation und der Macht der Definition künftig bearbeitet werden können. Durch die vor Ort erlebbare Ausstellung entwickelte sich die anschließende Diskussion sehr konkret und lehrreich. Gerade an der Zusammenführung von direkter physischer Gewalt im Krieg und epistemischer Gewalt im Reden über diesen wurde die von dekolonialen Ansätzen aufgeworfene Problematik der anhaltenden Kolonialität von Macht, Wissen und Sein anschaulich diskutierbar.

„Wer spricht und wer wird (nicht) gehört?“ war auch die zentrale Frage von **Gianna Schlichte** (Berlin/Bremen), die sie am Beispiel juristischer Settings gerichtlicher Praxis internationaler Strafverfahren (zu kriegerischer Gewalt) erörterte. In ihrem auf den Herausforderungen eigener juristischer Praxis basierenden Text wurde deutlich, welche Lücken zwischen rechtswissenschaftlicher Theorie und Praxis im internationalen Strafrecht und Völkerrecht einerseits und zwischen der Fachdisziplin und post- bzw. dekolonialer Theorie andererseits bestehen. Wie können traumatisierte Opfer von Gewalt in Gerichtsverfahren sprechen und auch gehört werden? Und wie können post- und dekoloniale Kritiken in eine dermaßen stark formalisierte eurozentrische Institutionalisierung produktiv und potenziell transformativ eingebracht werden? In ihrer umsichtigen Präsentation regte **Lawreen Masekla** (Augsburg/Frankfurt) an, sich in Murrengruppen auszutauschen und dann im Rollentausch zu berichten, was die jeweils andere Person gesagt hatte. Damit wurde der Inhalt des Aufsatzes – die Herausforderungen von Repräsentation – auch in entsprechender Form erfahrbar.

⁴ Siehe <http://www.hgm.at/> (05.01.2017).

Mit ähnlichem Erkenntnisinteresse, aber auf ganz anderem Wege, widmete sich auch **Noemi Stelzigs** (Berlin) Text der Frage nach einem Wandel von Opfer- und Sprechpositionen. Ausgehend vom Kontext des kolumbianischen Friedensprozesses konfrontierte sie dabei Konzepte der Chicana-Feministin Gloria Anzaldúa mit eurozentrischen Debatten über Transitional Justice. Beide sehen Opfer von Gewalt als zentrale AkteurInnengruppen, doch Anzaldúas Ansatz geht über den der Transitional Justice weit hinaus, indem sie das spezifische Wissen und die Erfahrung von Gewaltopfern, deren Spiritualität, Körperlichkeit und Subjektivität zu einer Ressource nicht nur für persönliche Stärkung, sondern auch für die Übernahme gesellschaftlicher Verantwortung positioniert. Wie auch die Präsentatorin **Alexandra Engelsdorfer** (Marburg) unterstrich, stellt diese Verbindung eine Innovation nicht nur für die Friedensforschung, sondern auch für feministische Debatten dar, die in Auseinandersetzungen über Krieg, Gewalt und deren Überwindung immer wieder innovative Interventionen bereitstellen und zugleich marginalisiert bleiben.

Felicitas Heßelmann (Berlin) ging in ihrem Text der Frage nach, wie in der wissenschaftlichen Community sogenanntes wissenschaftliches Fehlverhalten im Kontext von Publikationsverfahren definiert, gemessen und mit Belohnung oder Ausschluss geahndet wird. Dabei wird deutlich, dass die Frage nach guter/richtiger/echter Wissenschaft zutiefst von Kolonialität und epistemischer Gewalt geprägt ist. Bestimmte Wissen(schaft)skulturen sind im Verständnis einer intellektuellen Hochkultur im Raum des Wahren und Sagbaren, während andere Wissensräume biologisch-rassistisch kulturalisiert werden und das aus ihnen hervorgehende Wissen als entsprechend minderwertig gilt. Wie **Mareike von Elsacker** (Kiel) in ihrer Darstellung des Texts zeigte, wird der/die Andere dabei entweder für unzivilisiert und daher unfähig erklärt oder aber für allzu nachahmend und westliche Standards vermeintlich nie erreichend. Auch wenn Friedens- und Konfliktforschung kein expliziter Gegenstand der Analyse war, sind diese Erkenntnisse doch zweifelsfrei übertragbar, denn nicht zufällig werden im Kanon des Fachs überwiegend euroamerikanische Stimmen gehört und gelesen.

Ganz entgegen der Annahme der Kultur- und Sozialanthropologie, dass Feldforschung eine ihrer Disziplin eigene Methode sei, wird auch in der empirischen Friedens- und Konfliktforschung oft im Modus der kolonialen Begegnung gearbeitet. Das Papier von **Philipp Lottholz** (Birmingham/Berlin) führte diese beiden Disziplinen zusammen, um die aus post- und dekolonialer Perspektive offensichtlichen Problematiken von Asymmetrie in der Wissensproduktion und ihrem politischen Verwertungszusammenhang zu illustrieren. Drei zentrale Problematiken wurden ausführlich dargestellt: die Vorstellung von spezifisch lokalen Charakteristika und Handlungsweisen für Gewaltneigung, aber auch für Friedensfähigkeit; die daraus abgeleitete moralische Privilegierung anthropologischer Methodologien sowie ein empirisch-positivistischer Konsens von Generalisierbarkeit. Demgegenüber wurden auch drei dekoloniale Strategien erörtert, die diesen Problematiken entgegenwirken sollen: Walter Mignolos Konzept der Entkoppelung; die Privilegierung dekolonialer und indigener Epistemologien sowie die Schaffung und Nutzung von Zwischenräumen, um potenziell anderes Wissen und daraus folgende Praktiken (und vice versa) zu kultivieren. Fachkundig und kreativ rahmte **Klaudia Rottenschlager** (Wien) diese Thematik in Form eines Radiobeitrags, in dem auch ihre eigene Forschung an eben dieser Schnittstelle Eingang fand und ForscherInnen sowie AktivistInnen aus Palästina, dem Libanon und Jordanien zu Wort kamen.

Die Berichterstattung der rechtsnationalen israelischen Presse zum Gazakrieg 2014 untersuchte **Adrian Paukstat** (Augsburg) in seinem Text, um die sich darin entfaltende narrative Ideologie als okzidentalistische Selbstvergewisserung westlicher Subjektivität und Suprematie zu fassen. An zahlreichen Zitaten wird der koloniale Charakter der Erzählung deutlich, der sich in der Explizität des politisch rechten Randes kaum zu verbergen bemüht, wie **Florian Kerschbaumer** (Krems/Klagenfurt) in seiner Präsentation festhielt. Erstaunlich deutlich sichtbar werden in den zitierten Medienberichten die Figuren von Held, Antiheld und Helfer wie in einem Filmplot positioniert. Gerade diese Eindeutigkeit zu differenzieren war die Hauptanregung in der folgenden Debatte, denn im Sinne einer durchdringenden Kolonialität, die sich weit über das politische Spektrum von rechts bis links erstreckt, könnte die Problematik von Okzidentalismus als narrativer Ideologie in einem breiteren Materialspektrum noch deutlicher gemacht werden.

Den Abschluss der Textbeiträge bildet **Mechtild Exos** (Berlin) Reflexion über eine Konflikte potenziell verschärfende Friedensforschung, die sich – inspiriert durch indigene und dekoloniale Methodologien und Theorien sowie eine entsprechende persönliche politische Praxis – als Beitrag zu den globalen Kämpfen für ein befreites Leben versteht. Sich selbst in der Gleichzeitigkeit von Aktivismus und Wissenschaft verortend, führte die Autorin unterschiedliche Ansätze an, von denen kritische Friedensforschung lernen könnte. Diese Kongruenz von Persönlichkeit/Person und politischem Engagement (auch) in oder mit der Wissenschaft nahm **Viktorija Ratković** zum Anlass, die im Text genannten AutorInnen auch mit Bildern zu präsentieren, sie gewissermaßen in den Raum unserer Auseinandersetzung zu holen, um von ihrer gelebten Praxis zu lernen. Radikal von den Rändern aus und profund parteilich müsse Forschung sein, so Exo, um den Forderungen dekolonialer und indigener Ansätze gerecht zu werden – und damit zu einer gerechteren Welt für alle Menschen beitragen zu können, im vollen Bewusstsein, dass die wesentliche Transformation bzw. Dekolonisierung nicht von den westlichen Metropolen des Wissens ausgeht, sondern von der politischen Praxis der sozialen Bewegungen im Globalen Süden.

Der dritte und abschließende Tag stand im Zeichen der beiden weiterführenden Fragen „Was bedeutet Friedensforschung und (De)Kolonialität jetzt für mich?“ und „Was folgt daraus, was ist zu tun und zu lassen?“. An vielen Punkten wurde schnell klar, dass es sich bei den genannten Ansätzen um einen potenziell radikalen Paradigmenwandel handelt, der einfache Antworten verunmöglicht und auch zahlreiche Widersprüche aufwirft. Diese haben uns auch in der Diskussion um die Bedeutung und Umsetzbarkeit dekolonisierender (Friedens)Forschung beschäftigt, aus der abschließend einige Stichworte genannt seien:

Antidisziplinarität, Verschränkung von wissenschaftlicher Arbeit und politischem Engagement, intellektueller und materieller Perspektivenwechsel, Verlust von Sicherheiten, Verlernen von Privilegien, Handeln in sozialen Beziehungen, Aufbrechen von Repräsentationsverhältnissen, Unordnung und Umbrüche, Normativität von Perspektiven, parteiliche Forschungspraxis, Intersektionalität, Grenzen des Möglichen und Sinnvollen sehen und benennen, Übersetzungsarbeit zwischen Wissenskulturen und Respekt vor nicht-Übersetzbarem, Verbundenheiten und Allianzen generieren, verstärkte Zuwendung zu Praxisfeldern und

Aktivismus, Mut für neue Formate und produktive Provokationen, Kohärenz von Wissen, Haltung und Praxis, stärkere Kooperation mit post- und dekolonialen Aktivitäten in anderen (Wissens)Feldern, Ausschlüsse und Asymmetrien in Wissenschaft und Forschung stärker benennen, u.v.a.m.

B) ERGEBNISVERWENDUNG UND VERÖFFENTLICHUNGEN

Die Tagung folgte ganz bewusst nicht primär einer Verwertungslogik, sondern wollte das Feld für die eingangs angeführten Fragen nach Friedensforschung und (De)Kolonialität erst öffnen und sich ausdrücklich an junge WissenschaftlerInnen richten. Daher war auch keine klassische Tagungspublikation geplant. Mit Sicherheit werden die Debatten jedoch in zukünftigen Forschungs- und Publikationsvorhaben der Beteiligten Eingang finden (Master-, Doktorats- und Habilitationsprojekte) und auch über Vortragstätigkeiten in der Community der deutschsprachigen Friedensforschung sichtbar werden. Erste Vernetzungen dazu sind bereits im Gange. Zudem werden von einigen Teilnehmenden und AK-Mitgliedern Panels bei der kommenden Jahrestagung der Arbeitsgemeinschaft für Friedens- und Konfliktforschung (AFK) organisiert, die im März 2017 erstmals in Kooperation mit der European Peace Research Association (EuPRA) und somit in internationaler Öffentlichkeit stattfindet. Darüber hinaus sind folgende Veröffentlichungen bereits in Arbeit bzw. erfolgt:

- Dezember 2016: Minibericht im Newsletter der AFK, <http://www.afk-web.de/afk-home.html>
- Dezember 2016: Kurzbericht auf der Website der AFK (Unterseite AK Herrschaftskritische Friedensforschung, <http://www.afk-web.de/arbeitskreise/arbeitskreis-herrschaftskritische-friedensforschung.html>) (Adrian Paukstat)
- Jänner 2017: Bericht auf der Website einer der Projektleiterinnen (Claudia Brunner), www.epistemicviolence.info
- Jänner 2017: Tagungsbericht in der Zeitschrift Wissenschaft & Frieden, <http://www.wissenschaft-und-frieden.de/> (Thomas Mickan)
- Jänner 2017: Einreichung eines Forumsbeitrags bei der Zeitschrift für Friedens- und Konfliktforschung (ZeFKo), <http://www.zefko.nomos.de/> (Claudia Brunner)
- demnächst: evtl. Tagungsbericht in der Zeitschrift Peace Studies Journal, <http://peacestudiesjournal.org/> (N. N.)
- mittelfristig: Während des Workshops hat sich außerdem eine Arbeitsgruppe aus ca. 8 TeilnehmerInnen konstituiert, die sich über eine weitere Veröffentlichung in kreativer/alternativer Form weiter verständigen. Ein evtl. „Produkt“ wird bevorzugt online open access veröffentlicht, voraussichtlich auf www.epistemicviolence.info und der Website des Arbeitskreises auf den Seiten des AFK.

C) ZUSAMMENFASSUNG

Im Antrag an die DSF hat das Konzeptteam mehrere Ziele formuliert, die in hohem Maße auch erreicht wurden:

Die Vertiefung dekolonialer Debatten und Grundbegriffe speziell für die Friedens- und Konfliktforschung hat wie erwartet intensiv stattgefunden und bildet den Grundstein für weitere individuelle Forschungen und Kooperationen zwischen den Teilnehmenden. Insbesondere durch das Tagungsformat konnten viele junge WissenschaftlerInnen angesprochen und gefördert werden. Die grenzüberschreitende Antragstellung und Vorbereitung in einem Team aus deutschen und österreichischen KollegInnen erleichterte die Vernetzung zwischen den Communities beider Länder und reichte bis in die Schweiz. Die konkrete inhaltliche und organisatorische Zusammenarbeit war bei der Konsolidierung der friedenswissenschaftlichen Netzwerkbildung sehr hilfreich. Auch der kontinuierlich im Rahmen der AFK arbeitende AK Herrschaftskritische Friedensforschung, von dem der Workshop ausgegangen war, konnte durch neue Mitglieder gestärkt werden.

Für künftige Projekte sind insbesondere noch konkretere Mittel und Wege zur Intensivierung des Austauschs zwischen wissenschaftlicher und nicht wissenschaftlicher Tätigkeit zu überlegen, um auch dieses Ziel besser erreichen zu können. Die vom Gutachten empfohlene Integration feministischer Perspektiven erfolgte explizit in einem Beitrag (Stelzig zu Anzaldúa) und wurde darüber hinaus durch entsprechende Kommentierungen auch an andere Beiträge deutlich herangetragen. Auf geschlechtergerechte Sprache und eine entsprechende Diskussionskultur wurde ausdrücklich Wert gelegt.

Wie bereits die Vorbereitung, so stand auch die Durchführung des Workshops im Zeichen großen Engagements aller Beteiligten, was zum einen der fokussierten Konzeption und der entsprechenden Kompatibilität der eingereichten Beiträge und zum anderen dem speziellen Tagungsformat und seiner didaktischen Umsetzung geschuldet ist. So fand auch Widersprüchliches und Herausforderndes angemessen Platz, ohne zu Resignation in Bezug auf eine weiter Auseinandersetzung mit dieser Perspektive zu führen.

Ein Weg entsteht, indem man ihn geht. Der einer real dekolonisierten und potenziell dekolonisierenden Friedensforschung ist gewiss noch weit und vielleicht auch ein im besten Sinne des Begriffs utopisches Projekt. Doch Formate wie dieser Workshop stellen wichtige Stationen der Orientierung und Stärkung dar, um diesen Weg weiter zu beschreiten.

für den Bericht: Claudia Brunner